

Kapitel I

Der Schildermaler Nikala

Im Frühjahr 1912 kamen drei junge Menschen nach Tbilisi gereist: die Brüder Ilja und Kyrill Zdanevič und ihr Freund Michel Le Dentu [3–4]. Die Zdanevičs waren ortsansässige Polen. Ihr Großvater, Andrzej Zdanevič, war wegen Beteiligung an der antirussischen Erhebung von 1863 von Polen in das Südsibirien genannte Georgien verbannt worden. Der Vater, Micheil, war Französischlehrer am Ersten Gymnasium von Tbilisi, ihre Mutter, Valentina Gamreklidse, war Musikerin, eine ehemalige Schülerin von Tschaikowski. Sie wohnten in der „Ziegelgasse“, der heutigen Bakradsestraße, in einem alten Haus mit großen Balkons, das von Perserteppichen, Blumen und Büchern überquoll.

Michel Le Dentu dagegen hielt sich zum erstenmal in Georgien auf. In georgischen Quellen bezeichnet man ihn oft als französischen Maler, was nicht richtig ist, weil er aus einer russifizierten französischen Familie stammte und man ihn deshalb gewöhnlich überall als russischen Maler erwähnt. Michel war in Sibirien geboren, denn sein Vater Wasili war politischer Gefangener. Nach dem Tod des Vaters siedelte seine Familie vom Gouvernement Twer nach Petersburg um. Aus den Erinnerungen geht hervor, daß Michel ein bescheidener Mensch mit blondem Haar und einem kleinen Kinnbart war. Er sprach fast im Flüsterton, obschon auch dies in einer prinzipiellen Diskussion ausreichte, denn seine Argumente machten die Überlegungen des Gegners völlig zunichte. Innerlich ein Rebell, pflegte Michel, das Gesicht mit futuristischen Sprüchen bemalt, durch Moskaus Straßen zu laufen. Aus diesem Grund hatte man ihn wohl vor seiner Ankunft in Tbilisi aus der Kunstakademie ausgeschlossen. Unzufrieden mit den Prinzipien des akademischen Lebens, begann Le Dentu, sich selbständig Theorie und Geschichte der Kunst anzueignen, und dank seiner kreativen Begabung und seines Wissens erlangte er hohes Ansehen bei den avantgardistischen Künstlern.

Der zwanzigjährige Kyrill war Student an der Kunstakademie in Petersburg und ein aktiver Verfechter futuristischer Ideen. Ilja war jünger, achtzehn Jahre alt, er studierte Jura, und neben der Malerei beherrschte



3 Ilja (1894–1975) und Kyrill (1892–1969) Zdanovič.



4 Der Maler Michel Le Dentu (1891–1917).

er auch das Schreiben und verfaßte in der Sprache des Saum³ ab und zu groteske und absurde Dramen. Alle drei gehörten jener Gruppierung von Künstlern an, die danach strebte, sich von den traditionellen Anschauungen zu lösen und neue Wege und Formen zur treffenden Darstellung der neuen Epoche zu finden.

Außer der Suche nach Erholung hatten die Freunde noch ein Ziel: Sie wollten in Georgien Arbeiten der Volkskunst entdecken. Das Augenmerk der damaligen Avantgardisten war hauptsächlich auf die orientalische Schönheit und die künstlerischen Werte gerichtet, und man suchte die Quelle der Inspiration in den Kulturen der Ägypter, Babylonier und anderer alter Völker. Und wo hätte man sonst das ganze Kaleidoskop des europäischen und asiatischen Lebens besser erfühlen können als in Tbilisi, das von jeher ein Ort gnadenloser Kämpfe und Versöhnungen der Kulturen gewesen war.

Damals wurde Georgiens Hauptstadt, wo annähernd 300 000 Menschen lebten, nachts elektrisch beleuchtet. Zu beiden Seiten ihrer Hauptschlagader, des Golowin-Boulevards, des heutigen Rustaweli-Boulevard, erstreckten sich herrliche Spalier von Blumen und Zitronen, in denen unzählige Leute spazierengingen. Wen konnte man hier nicht alles sehen: bildhübsche Damen in europäischen Kleidern, Offi-

3 Saum – eine Sprache unbestimmbarer Bedeutung. Sie wird als literarischer Kunstgriff verwendet, negiert die natürlichen Normen der Sprache und ersetzt sie durch unterschiedliche Konstruktionen.



5 Golowin-Boulevard (heute: Rustaweli-Boulevard) in Tbilisi.

ziere in Uniformen, in Fräcke gekleidete Aristokraten, gesetzte georgische Fürsten in schwarzer Tschocha⁴ und Adlige aus der Provinz. [5]

Am Wochenende waren die heiteren Klänge eines Militärorchesters von der freien Estrade des Alexander-Gartens zu hören, ringsum an den Ständen für Erfrischungsgetränke wimmelten Gymnasiasten und Kur-santinnen umher und tranken Selterslimonade und kosteten billigen gezuckerten „Landrin“.

In den Straßen verkehrten in beide Richtungen die russische Straßenbahn, europäische Kutschen, deutsche Landauer und Vorspanne. Auf dem Golowin-Boulevard hatten die besten Privatgeschäfte geöffnet. Neben dem Postamt, auf dem Golowin-Boulevard Nr. 38, gab es die neuesten Modelle von Cadillac, Mercedes, Daimler, Peugeot und Studebaker zu kaufen, gleich nebenan Nähmaschinen von Singer und

4 Die männliche Tracht Georgiens: ein knielanger Wollmantel, seit dem 17. Jh. im Kaukasus verbreitet.



6 Fest der weißen Blumen in Tbilisi.

prächtige Fahrräder von Glitzner. In der Nähe des Gebäudes, in dem der Gouverneur des russischen Zaren residierte, stand das Georgische Theater, auf der anderen Seite das Opernhaus, wo ständig besondere Aufführungen stattfanden. Die Liebhaber „heißerer“ Vorstellungen versammelten sich im Gebäude der Künstlergemeinschaft und besuchten das Kabarett. Die Verliebten zog es vor allem in das gegenüber vom alten Zirkus liegende Elektrotheater „Primovivantograph“, weil dort allabendlich für Erwachsene Filme „Pariser Art“ gezeigt wurden. Auf der anderen Seite der Militärkathedrale, die an der Stelle des heutigen Regierungspalais stand, war ein französischer Laden geöffnet, wo es die neueste Modekleidung aus Paris, Wien und London zu kaufen gab. Nebenan konnten die Damen im Konditorei-Café den berühmten Van-Houten-Kakao und die weltweit erste Schweizer Milkschokolade „Gala Peter“ kosten. Auf Reklame wurde großer Wert gelegt, und deswegen waren überall vorzügliche Werbeschilder und geschmackvoll eingerichtete Schaufenster zu sehen, nur dies half den Geschäften angesichts der gewachsenen Konkurrenz. An die großen Geschäfte schmiegen sich Läden mittlerer Größe, auch sie waren bestrebt, für ihre Waren zu werben, und gaben bei den städtischen Malern außergewöhnliche Schilder in Auftrag. Je weiter man sich vom Stadtzentrum entfernte,



7 Basar in Tbilisi.

desto kleiner wurden die Geschäfte und wuchs die Zahl der Wirtshäuser und Verkaufsbuden.

Nur an die zehn Minuten Gehzeit vom Gouverneurspalast entfernt fand man sich mit einemmal im Mittelalter. Auf dem Tatarenplatz befand sich der größte Markt der Stadt [7]. Zum Schutz vor Hitze und Unwetter war er an einigen Stellen mit Brettern und Holzschindeln überdacht. Auf dem dorthin führenden Weg fielen die farbigen persischen Wandbehänge, die türkischen Teppiche, indischen Gewebe und georgischen Teppiche auf, die in großer Zahl von den Balkons hingen. Vom frühen Morgen an bewegten sich träge mit Weinschläuchen beladene Fuhrwerke, Büffel mit Weizensäcken, Maultiere mit Lasten von Reis, mit Rosinen, Zuckermendeln und Pistazien beladene Kamele in die Richtung des Platzes. Knarrend fuhren die Ochsenkarren dahin, die das rote Hainbuchenholz von Saguramo beförderten. Das für den Verkauf auf dem Markt bestimmte Holz stapelte man so aufeinander, daß es viel wirkte, und verkaufte einen Karren, der zwei Maneti wert war, für drei oder vier Maneti. Die Leute aus den umliegenden Dörfern ließen ihre Gänse und Truthühner gleich auf die Straße laufen und trieben sie zum Markt. Vom Morgen an füllte sich die Stadt mit tragtaschenbeladenen Eseln, manche brachten Joghurt in kleinen Töpfen, andere

Feuerholz aus Zqneti und Kohle. Die Teppichreiniger gingen von Hof zu Hof, die Messerschleifer, Altwarenhändler und Wandermusikanten.

Ein jeder pries seine Ware an und lockte den Käufer mit seinem Redegeschick. Das war eine Welt der Behendigkeit, des Witzes und der Zungenfertigkeit. Und man gewann den Eindruck, als trieben sie keinen Handel, sondern beteiligten sich an einem merkwürdigen Schauspiel.

Der Maler Iwane Wepchwadse erinnerte sich an solch einen Fall: Vor einem Verkaufsstand lag Fisch auf einem Tablett. Ein Beamter mit einer Aktentasche ging daran vorbei und bückte sich, um an den Kiemen zu schnuppern, ob von ihnen Geruch ausginge. Dem Verkäufer, der Totoscha hieß, mißfiel dieses Verhalten, nahm es ihm übel und fragte spöttisch: „Sie da, junger Mann, was haben Sie dem Fisch ins Ohr geflüstert?“

Der Beamte war offenbar ein Spaßvogel und ließ mit der Antwort nicht auf sich warten: „Nichts weiter. Gestern ist mein Bruder im Mtkwari ertrunken, und ich habe ihn gefragt, ob er ihn vielleicht gesehen hat.“

„Und, was hat dir der Fisch geantwortet?“

„Eine ganze Woche lang liege ich schon auf diesem Tablett, wie sollte ich da deinen erst gestern ertrunkenen Bruder gesehen haben.“

Der Verkäufer brauste wütend auf, aber nicht, weil man seinen Fisch beanstandet hatte, sondern ihm an Schlagfertigkeit überlegen gewesen war.

So ein geistreiches Wortgeplänkel war die Norm im damaligen Miteinander.

Wer war auf dem Markt denn nicht anzutreffen: in lange Kaschmirmengewänder gehüllte Leute aus Buchara, die mit Rosinen und Datteln handelten, persische Kaufleute in enger Tunika und weißem Turban, die indischen Tee und Pfeffer aus Kalkutta anboten, Viehhändler in grober Tschocha aus tscherkessischer Wolle, Stoffhändler aus Stambul, armenische Wucherer, die sich mit weitärmeliger Kleidung und Halbstiefeln herausgeputzt hatten, russische Soldaten, die aus der Kaserne gestohlene Mäntel und Stiefel verkauften. Frei umherlaufende Straßenhändler, Kinto genannt, ein Tablett auf dem Kopf tragend, die die Käufer an den Ärmeln festhielten: „Da, nimm, ich will nichts dafür, ich geb es dir umsonst! Laß mich arm sein, und werde du reich, zahl mir nur ein bißchen Geld.“



8 Basar in Tbilisi.

Die Kintos mischten Fett unter die Butter und verhökerten sie als Kochbutter. Sie streuten Salz in den Zucker, um dessen Gewicht zu steigern, und scheuten sich nicht, mit gestohlener Ware zu handeln.

Wenn du nicht betrügst, kannst du nichts verkaufen, lautete ihre Philosophie.

Kurzum, Tbilisi glich einer fröhlichen Hochzeitstafel, wo die Völker und Stämme Kaukasiens zum Festmahl geladen waren.

Zu beiden Seiten waren entlang der Straße winzige Buden, Stände, Dachsparrenläden, Hütten und Keller aneinandergereiht. Hier wurden Obst und Gemüse aus Sakatala und Bortschalo verkauft. Am Eingang hing an der Decke eine riesige Waage an einer bronzenen Kette, auf der man die Ware wog [8].

Auf dem Markt stand eine lange Reihe von Fischverkaufsstellen, denn Tbilisi konnte ohne Fisch nicht leben. In manchen Städten aß man soviel Brot, wie man in Tbilisi Fisch verzehrte. Man brachte ihn größtenteils vom Kaspischen Meer, vom Alasani, aus dem Sewan-See, dem Mtkwari und dem Araxes hierher. In den Läden standen Behälter, in denen Forellen schwammen, rundherum wurden auf Bastmatten Welse,

verschiedene Arten von Barben, Barsche, Hausen, Karpfen, Sternhausen und Chramuli gelagert. In Fässern bewahrte man Salzheringe auf. An der trockensten Stelle des Ladens hingen geräucherte Lachse und Störe von der Decke. Darunter hatte man kleine Schalen aufgereiht, damit der herabtropfende Tran nicht verloren ging. Am auffälligsten Ort waren natürlich mehrere Arten von Kaviar ausgestellt, von dem damals ein Pfund einen Abasi kostete. Er galt als erlesene Ware der vornehmen Leute und fand daher auch nur vermögende und besondere Käufer. Es gab auch welche, die kein Geld hatten, sich aber gern an Delikatessen verköstigten. Sie liefen mit eigenem Brot umher und kosteten jeglichen Kaviar, bis sie schließlich gut gesättigt die Verkäufer fassungslos mit unzufriedenem Gesicht stehen ließen.

Etwas abseits, in der Reihe der Handwerker, waren Trubel, Hämmern und Geschrei zu hören. Schmiede fertigten aus Kupferblechen Kessel verschiedener Größe, die Messerschmiede Klingen und Dolche. Getrennt von ihnen waren die Schußwaffenhersteller am Werk. Die Schuhmacher nahmen eine ganze Reihe ein: Einzeln standen da die Händler von europäischen Stiefeln, von osmanischen Hausschuhen und von georgischen Pantoffeln, die Flickschuster und die Sandalenmacher. Ihnen folgten die Modeschneider, die Hutmacher, die Herrenschneider und die Sattler, die Sättel und Filzmäntel produzierten.

Tbilisi lärmte, überall waren fröhliches Geschrei und Gewimmel.

Von der zentralen Straße aus konnte ein Gast, der sich verlaufen hatte, in zehn Minuten in eine ganz andere, unbekannte Stadt gelangen. Dieses endlose Labyrinth aus mit Kalk und Erde eines an das andere geklebten Balkonhäusern, aus Treppen, Kellern und schmalen gewundenen und verschlungenen Straßen flößte eine mystische Bangheit ein. Besonders an den Abenden, wenn die Läden und Buden vom blinkenden gelben Licht der Lampen und Laternen erhellt wurden und wo in den zahlreichen Gassen von Zeit zu Zeit seltsam gekleidete Silhouetten aufblitzten.

Dies war kein Europa mehr und auch kein Asien. Tbilisi in seiner extrem erlesenen individuellen Mannigfaltigkeit war nur mit sich selbst vergleichbar.

Abends, wenn sich die Sonne hinter dem Mamadawiti-Berg verbarg, nistete sich Kühle in der Stadt ein, doch wer die Hitze meiden wollte, wartete den Sonnenuntergang nicht ab, sondern kühlte seine Kehle schon vom Morgen an in einer der Kellerschenken.



9 Besitzer der Kneipen.

Auch unsere Studenten begaben sich in eine dieser in der Bahnhofstraße gelegenen Kneipen. [9] Das Wirtshaus hieß „Waräger“. Am Eingang war auf einem Aushängeschild der russische Kreuzer „Waräger“ dargestellt, der in einen ungleichen Kampf gegen die japanische Flotte verwickelt war.

Im „Waräger“ standen an die zwanzig Tische. Die weißbeschürzten Kellner bewegten sich schnell. Hier bot man neben heißen Brotfladen, im Beutel gereiften heimischen Käse und georgischem Spießbraten auf Rebholz gebrutzelten Chramuli-Fisch an. Er wurde auf besondere Art zubereitet: Vor dem Braten tunkte man ihn in einen Kübel Wein, und bevor er nicht tüchtig „trunken gemacht“ war, rührte man ihn nicht an. Auf den Tisch stellte man kachischen Wein in einem nassen Tonkrug: Der Wein wurde nach Verlangen serviert, es gab ausgereiften und jungen Wein, süßen, weißen und roten ... und der wurde der Situation angemessen getrunken. Am häufigsten verlangten die Zecher Rkazitela, weil beim Genuß dieses Weins eine Trockenheit auf der Zunge blieb, der Durst einen quälte und man nach dem nächsten Glas gierte. Wenn zu so einem Gelage noch die Klänge der Schalmeien und die krächzen-

den Melodien des Leierkastens hinzukamen, ging man nirgendwoanders mehr hin und schüttelte am selben Ort die Kissen auf.

In den damaligen Kneipen war es sehr beliebt, an den Wänden Bilder berühmter Persönlichkeiten aufzuhängen: von der Königin Tamar, von Schota Rustaweli, von Erekle II. und Giorgi Saakadse. Dies war das am stärksten verbreitete Repertoire. Die Begeisterung für nationale Thematik hatte sozusagen alle ergriffen, was ja nicht verwunderlich ist, weil in einem Land, in dem es drunter und drüber geht, die legendären Gestalten der Vergangenheit immer idealisiert werden.

Doch wozu brauchten die Zecher solche Bilder an den Wänden der Wirtshäuser und Keller?

Vielleicht bereiteten die Gemälde in den Gaststätten den Menschen zugleich mit dem Wein ein momentanes Vergnügen. Der Angeheiterte vergaß leicht die eigene mißliche Lage und fühlte sich dank dieser Bilder für kurze Zeit klüger, freier und mutiger.

Allerdings überstieg das, was die jungen Studenten damals an den Wänden des „Warägers“ sahen, ein solches Empfinden bei weitem. In den ausgestellten Bildern fand sich keine Spur jener akademischen Schulrezepte, in denen die Realität mit bis zur Lüge getriebener Exaktheit beschrieben wird. Diese Gemälde brachen mit allen Normen und Gesetzen, die sich in der Malerei eingebürgert hatten. Der Künstler mißachtete die Proportionen, negierte Licht und Schatten, er besaß keinen einheitlichen Sichtpunkt, rätselhaft blieb selbst das Genre, denn auf manchen Bildern geschah alles zur gleichen Zeit: Da gab es Szenen, die Elemente von Porträt und Stilleben zugleich enthielten, oder es war alles nur der Logik des Autors unterworfen und rief bei den Betrachtern Streit hervor.

Kyryll Zdanevič erinnerte sich folgendermaßen an diesen Augenblick:

Plötzlich erblickten wir an der Wand hängende Bilder. Erst konnten wir sie im Halbdunkel der Gaststätte nicht richtig wahrnehmen, aber als sich das Auge daran gewöhnt hatte, sahen wir einen stattlichen Mann mit gewirbeltem Schnurrbart, der ein Horn voll Wein in der Hand hielt und uns mit großen schwarzen Augen unter dichten schwarzen Brauen hervor streng anschaute. Sein weißes Gesicht aber leuchtete vor dem Hintergrund des blauen Himmels.

Wir fanden eine Maltechnik, die ganz anders war als auf den Bildern, die in ähnlichen Einrichtungen hängen. Anstelle von Fliegen verunreinigter Oleographien so bemerkenswerte und schöne Bilder! Neugierig und ergriffen betrachteten wir die anderen Bilder. Ein Hirt in einem schwarzen Filzmantel mit einer Fellmütze und einem Dolch trat uns entgegen. Der rote Hintergrund hob die schwarze Figur scharf hervor. Der Schäfer hält eine Keule in der Hand, in der anderen eine lange rauchende Pfeife. Bei genauem Hinsehen bemerkte man, daß die schwarze Farbe ungefärbtes Wachstuch war, und man muß über eine große Meisterschaft verfügen, so zu arbeiten! Was für ein beeindruckendes und ausdrucksstarkes Bild! Ein Stück entfernt von diesem Bild sind in der Tiefe der Gaststätte noch andere Zeichnungen zu sehen ...

Verwirrt rief Le Dentu aus: „Das ist ein moderner Giotto!“

Wir standen vor einer phänomenalen Erscheinung. Wir sahen etwas, von dem wir nicht einmal träumen konnten. Kaum hatte der Wirt des „Warägers“ unsere Verwunderung und Erregung bemerkt, begann er uns Erklärungen zu geben. Ich kann nicht sagen, daß diese Erläuterung originell war, darin drückte sich die volkstümliche Auffassung von Malerei aus ...

Doch uns interessierte etwas ganz anderes: Wer ist der Schöpfer dieser Bilder, woher stammt er?

Jetzt schaute uns die ganze Kneipe erstaunt an.

„Na, so etwas! Ihr kennt nicht unseren Schildermaler Nikala! Kein anderer als unser Nikala kann so malen! Alle Läden und Kneipen in den Vororten sind von ihm bemalt!“

„Wenn ihr euch etwas Geld beschafft, um euch in ein Lokal zu setzen, dann kommt her und seht euch Pirosmaschwilis Bilder an, so oft ihr wollt. Ja, so heißt er, der ist schon in Ordnung und malt solche Bilder.“

„Wo wohnt er?“

„Eh, der ist so arm, daß er nicht einmal ein Zimmer zum Wohnen hat. Er ist mal hier, mal dort. Er nimmt seine Farbschachtel und läuft herum. Wo er unterwegs ist, wird euch niemand sagen können ...“

Es wurde Zeit aufzubrechen. Der Wirt schloß die Gaststätte und sagte uns beim Abschied: „Sucht nur nach Nikala, er ist sehr unglücklich, allein und arm. Wenn ihr ihm sagt, was ihr hier geäußert habt, wird ihn das erleichtern. Niemand erkennt ihn an. Sucht Nikala.“



10 Der Maler
Sigismund Walischewski
(1897–1936).

Die Freunde versuchten, dem Wirt die Bilder abzuhandeln, doch der Besitzer veranschlagte sie auf 25 Maneti. Natürlich konnten die Studenten nicht soviel zahlen und verließen die Gaststube.

Und sogleich wünschten sie sich, diesen geheimnisvollen Maler zu finden und kennenzulernen. Um seine Spur zu finden, gingen sie von einer Kneipe in die andere und fanden überall neue und bessere Gemälde. Ihre Anzahl war unvorstellbar groß. In allen Vierteln von Tbilisi waren die Wirtshäuser, Restaurants, Weinkeller und Speisegaststätten voll von seinen Gemälden: in den Vororten Riqe am Mtkwari-Ufer, Meidani, Awlabari, in dem Bahnhofsviertel Wagsali, in Didube, Ghrmaghele und an anderen Orten. Sie hatten viel zu tun, und deshalb schalteten die Brüder auch ihre Freunde und Bekannten in ihre Interessensphäre ein, und bald schloß sich den „Spurensuchern“ der junge Maler Sigismund (Siga) Walischewski an. [10] Auch er entstammte einer nach Georgien ausgesiedelten polnischen Familie und war mit den Zdanevičs befreundet. Der erstaunlich begabte, energische und kluge Siga machte bei der Suche nach den Bildern sofort mit. Er war der jüngste unter den Freunden, erst fünfzehn Jahre alt, deshalb lief er mit Bleistift und Notizblock durch die Straßen und verzeichnete den Fundort von Nikalas Bildern in den Läden und Gaststuben. Einmal stieg Walischewski in ein Speiserestaurant hinab, das sich in einem tiefen Keller befand. Über eine eiserne Wendeltreppe ging es abwärts, und über der Theke entdeckte er Pirosmaschwilis Bild „Funiculor“ und daneben den „Bären in einer Mondnacht“. [11] Dies ist eine der rätselhaftesten Malereien Pirosmanis: Ein Bärenjunges, das in einer Mondnacht auf den Ast eines Baumes geklettert ist, ist an einer Stelle erstarrt. Unentwegt blickt es erschrocken und furchtsam etwas an. Diese Furcht hat eine unerklärliche Ursache. Beim Anschauen des Bildes ergreift den Betrachter ein seltsames Gefühl, und die Angst des Bären überträgt sich auch auf den Zuschauer, aber es ist schwer zu deuten, ob es die Furcht vor dem direkten Zusam-



11 Bär in einer Mondnacht, 1913, Öl auf Wachstuch, 100x80, Staatliches Kunstmuseum von Georgien.

mentreffen mit dem Bären ist oder an der bedrückenden Umgebung liegt, die sogar dem Bären Furcht eingeflößt hat.

Der Eigentümer des Kellers Niko Baiadse zeigte sich sehr zufrieden über die Aufmerksamkeit, mit der man „seine Bilder“ bewunderte. Sämtliche Gemälde, die Siga bei Baiadse entdeckte, trug er gewissenhaft in seinen Aufzeichnungsblock ein.

Auf der Suche nach Bildern von Pirosmani gelangten die Freunde im Park von Ortatschala an das bekannte Restaurant „Eldorado“, in



12 Molokanen auf der Fähre in Didube, 1906, Öl auf Wachstuch, 194x118, Staatliches Kunstmuseum von Georgien.

dem sich eine besonders reiche Sammlung befand. Auf die Frage, ob der Besitzer, ein gewisser Tititschew, sie verkaufen würde, gab der barsch zur Antwort: „Nur gegen Gold!“

Bald stießen zu der Gruppe von auswärts Angereiste. Einer von ihnen war der futuristische Dichter Nikolaj Tschernjawski, der sich so in Georgien verliebt hatte, daß er bat, ihn statt Nikolaj Kolau zu nennen, das eher georgisch klänge. Zu ihnen gehörten auch der Literat Janko Lawrin, dem Ilja Zdanevič später sein Poem „Der Albanerkönig Janko“ widmete, und andere. Die Zdanevičs führten die Gäste wie auf einer Exkursion durch die Läden und Keller und zeigten ihnen die Werke des „Schildermalers Nikala“.

Auf der Suche nach Bildern erlebte Le Dentu auch einen unangenehmen Zwischenfall. Einmal kam er in Dighomi in der Nähe der Fähre zu dem zweistöckigen Wirtshaus „Dardanellen“, dessen Wände mehrere interessante Gemälde mit Szenen des „Recken im Tigerfell“ schmückten: „Die Begegnung von Tariel und Awtandil“, „Tariel am Ufer des Flusses“ (diese Gemälde gingen später verloren), aber auch das „Gelage der Molokanen“, „Molokanen auf der Fähre in Didube“ [12], der „Fuhrwerker“ und andere. Den Schankwirt Iwan Scharumow nannte man den „schwarzen Wano“, weil er einen dichten schwarzen Bart

trug. Überhaupt führte im damaligen Georgien selten jemand seinen Taufnamen, denn der Beiname, der ein Gebrechen, ein Verdienst oder eine andere besondere Eigenheit hervorhob, brachte das Charakteristische eines Menschen am besten zum Ausdruck. Der „schwarze Wano“ war ein bekannter Streithammel und eine von sich eingenommene Person. Le Dentu wußte das nicht, als er sich allein an einen Tisch setzte und die Bilder in sein Heft einzutragen begann. Dem Wirt gefiel das aus irgendeinem Grund nicht, und er verlangte, der Maler solle die Schenke verlassen. Sie gerieten in Streit, und von seinen Kumpanen angefeuert, ging Wano zum Angriff über, aber auch er wußte nicht, mit wem er es zu tun hatte, denn Le Dentu war ein geübter Sportler ...

Wie Kyrill Zdanevič sich erinnert, erzählte Wano den Brüdern am nächsten Tag mit verbundenem Auge und fassungslos Einzelheiten der Auseinandersetzung.

Später erwarb Michel Le Dentu zwei Bilder Nikalas: „Arbeitermahlzeit“ und die „Frau mit Bierhumpen“ und hängte sie in seinem Atelier in der Gunib-Straße 23 (der heutigen Barnowi-Straße) auf. Seiner Mutter schrieb er: „Ich und die Zdanevičs haben hier einen unglücklichen, autodidaktischen Maler entdeckt, oder besser gesagt: seine Arbeiten gesehen ... Es heißt, daß er in großem Elend lebt, für ein paar Groschen Schilder malt usw. Aber er ist ein wahrer Genios. Wenn es uns gelingt, seine Bekanntschaft zu machen, werden wir ihn unbedingt zu unserer Ausstellung im kommenden Jahr einladen.“

Leider war die Entdeckung der Bilder keineswegs gleichbedeutend mit der Bekanntschaft des Künstlers. Nirgends konnten sie eine Spur von ihm finden. Er wohnte zwar in dieser Stadt und schien doch nicht da zu wohnen. Jedermann kannte ihn, alle begegneten ihm ab und zu, aber mit Sicherheit wußte niemand, wer er war und wo er sich aufhielt.

Nach langem Suchen – es war in der Molokanen-Straße, die heute Pirosmanis Namen trägt – zeigte ihnen jemand an einem Haus: „Da ist doch Nikala, auf der Straße steht er.“

Der Maler stand vor einer weißen Wand, hochgewachsen und still. In seinem Gesicht war ein Schatten verborgener Schwermut wahrnehmbar. Er trug eine zerrissene schwarze Jacke und eine weiche Filzmütze. Das war Niko Pirosmanaschwili, der mit seinem Pinsel an der Wand gerade das Wort „Milch“ anbrachte. Nikala wandte sich zu ihnen um, nickte ihnen würdevoll zu und setzte seine Arbeit fort.

Als er fertig war, luden ihn die Freunde in die nächste Schenke ein und machten ihn mit ihren Plänen bekannt. Le Dentu sagte: „Wissen Sie, daß Sie ein großer Maler sind, ein großer Meister der Kunst?“

Niko war deutlich älter als sie und gezeichnet von der Erfahrung eines freudlosen Lebens. Deswegen antwortete er eher zurückhaltend und gefaßt auf die Fragen des jungen Mannes.

„Ich male gern einfache Menschen: Bauern, Kintos, Arbeiter, Hauswarte, Frauen und Kinder. Auch Tiere habe ich gern. Die Reichen mögen meine Bilder nicht, sie haben ihre eigenen Maler. Sie haben ein großes Unternehmen begonnen, das verlangt gewaltige Ausgaben. Ich will Ihnen sagen, wo meine besten Bilder sind.“

Pirosmani fühlte, daß die vor ihm Sitzenden seine Freunde waren, und sein Gesicht hellte sich auf. Die Unterhaltung dauerte lange. Beim Abschied sagte Niko aufgewühlt: „Nie werde ich diesen Abend und das Gespräch mit Ihnen vergessen.“

„Als wir uns von ihm getrennt hatten, begleitete uns ein Gefühl, dessen Bedeutung für uns unschätzbar war“, schrieb Kyrill.

Alle in der Familie der Zdanevičs und ihren Freundeskreis überkam Interesse und Zuneigung zu Pirosmani, und daher nahm die Suche nach seinen Bildern schon hysterische Züge an ...

Die erste Arbeit, die Le Dentu und Kyrill Zdanevič erwarben, trug den merkwürdigen Titel „Die feiernden Arbeiter Chapo und Ambo“. Ilja kaufte das 1909 gemalte Bild „Kind eines reichen Kinto“ dem Ladenbesitzer Meskhiew für einen Maneti ab. Das „Kleine Stilleben“ bei Bego Jakiew kostete sie anderthalb Maneti, und die „Königin Tamar“ im „Waräger“ überließ man ihnen für drei Maneti. Um mein Anliegen verständlicher zu machen, führe ich ein paar Preise zum Vergleich an: Im Jahre 1912 kostete eine Flasche imerischen Champagners der Marke „Tamara“ 1 Maneti und 50 Kapiki, die Flasche Bordshomi bekam man für 25 Kapiki, und in dem bekannten europäischen Restaurant am Woronzow-Denkmal erhielt man ein Zweigänge-Frühstück für nur 80 Kapiki und ein mittägliches Viergänge-Menue für 1 Maneti und 20 Kapiki.

Hervorzuheben ist die besondere Rolle von Ilja und Kyrill Zdanevič in dieser Angelegenheit, denn sie waren nicht nur die Entdecker Pirosmanis und seine ersten Biographen, sondern auch die ersten und bedeutendsten Sammler seiner Gemälde. In ihrer Wohnung wurden 54

Bilder aufbewahrt, deren wesentlichen Teil sie später dem Staatlichen Kunstmuseum Georgiens übergaben.

Im August 1912 kamen im Atelier der Zdanevičs junge Künstler zusammen, um sich die Bilder anzusehen: Lado Gudiaschwili, Siga Walischewski, der Bildhauer Micheil Tschiaureli (bevor er Filmregisseur wurde, hatte er die Schule für Malerei und Bildhauerkunst absolviert), der Poet Kolau Tschernjawski, der Journalist Aleksandre Qantscheli und andere. Bei einem Gespräch wurde entschieden, das Sammeln von Pirosmans Bildern in den Winterferien fortzuführen.

Bald reisten Michel Le Dentu und Kyrill Zdanevič nach Rußland, wobei sie drei Gemälde von Pirosmanni mitnahmen: „Die feiernden Arbeiter Chapo und Ambo“, die „Frau mit Bierhumpen“ und das „Kleine Stilleben“.

